

Perlenfischen

von Roger von Wartburg

Perle 1: «Luft nach oben bei den Bildungsausgaben»

Wo: Neue Zürcher Zeitung

Wer: Andri Rostetter

Wann: 4. Juni 2021

Die Ausgaben der öffentlichen Hand sind ein zentraler Indikator für den Stellenwert der Bildung im Land. Nimmt man die Zahlen der vergangenen Jahre zum Massstab, ist Bildung heute so wichtig wie nie. 2018 wurde fast ein Fünftel der öffentlichen Ausgaben für Bildung aufgewendet. Das entspricht 5,4 Prozent des Bruttoinlandprodukts – das höchste Niveau seit mindestens 30 Jahren. So weit gehen die verfügbaren Daten des Bundesamtes für Statistik zurück.

International gesehen ist die Schweiz damit aber keine Ausnahmeerscheinung. Im OECD-Vergleich liegt sie mit diesen Zahlen im Mittelfeld – obwohl seit Jahren stetig mehr ausgegeben wird. Wie stark diese Ausgaben gewachsen sind, zeigt eine neue Studie der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW). Demnach haben die Kantone und die Gemeinden 2018 für die obligatorischen Schulen insgesamt 19,1 Milliarden Franken ausgegeben. Das entspricht einer Zunahme um 27 Prozent innerhalb von 10 Jahren. Im gleichen Zeitraum sind die jährlichen Ausgaben von Bund und Kantonen für die Hochschulbildung auf 8,4 Milliarden Franken gestiegen – das ist ein Plus von 34 Prozent.

Die öffentlichen Bildungsausgaben sind damit erneut im Hochschulbereich stärker gewachsen als im Bereich der Volksschule. Diese Entwicklung ist nicht neu. Seit der Jahrtausendwende haben die kantonalen und die beiden eidgenössischen Hochschulen permanent vom höchsten Zuwachs an öffentlichen Geldern profitiert. Von 2000 bis 2015 stieg der Anteil um satte 71 Prozent.

Der weitaus grösste Ausgabenposten in der Bildung ist das Personal; es macht gut zwei Drittel der gesamten Ausgaben aus. Auch hier schlägt der Hochschulbereich die Volksschule punkto Wachstum: Von 2008 bis 2018 stiegen die Personalausgaben der Hochschulen um 40 Prozent. Insgesamt gaben Bund und Kantone 5,6 Milliarden Franken für das Hochschulpersonal aus. Für die Lehrerinnen und Lehrer in der Volksschule gab die öffentliche Hand in der glei-

chen Zeitspanne 18 Prozent mehr aus. Insgesamt haben die Kantone und Gemeinden 2018 12,1 Milliarden Franken für das Personal der obligatorischen Schule aufgewendet.

Die Kantone und die Gemeinden investierten 2018 im Durchschnitt gut 20'000 Franken pro Schülerin und Schüler auf obligatorischer Schulstufe. Das ist ein Anstieg von 22 Prozent innert 10 Jahren. Auf der Hochschulstufe sind diese Kosten deutlich höher. Pro Studentin und Student gab der Staat rund 34'000 Franken aus – was gegenüber 2008 ein leichter Rückgang von 2 Prozent ist. Dies hängt unter anderem mit den stark gestiegenen Studierendenzahlen zusammen.

Gemäss der SAGW-Studie gibt es zwischen den Pro-Kopf-Ausgaben in der Volksschule und jenen im Hochschulbereich einen negativen Zusammenhang: Je stärker die öffentlichen Bildungsausgaben pro Lernende auf Volksschulstufe in einem Kanton ansteigen, desto geringer ist das Ausgabenwachstum pro Studierende in Hochschulbildung. Für die Autoren der Studie ist klar: Es gibt bei den Bildungsausgaben nach wie vor Luft nach oben. «Um gesellschaftlichen Fortschritt zu erzielen und das Humanvermögen auszuschöpfen, sollte der obligatorischen Volksschule ein besonders hoher Stellenwert zukommen», schreiben die Autoren. Es sei weitgehend unbestritten, dass der heutige Mangel an Fachkräften systembedingt sei. Im Gesundheitssektor habe die Schweiz bereits heute zu wenig Arbeitskräfte. Der Anteil der älteren Bevölkerung werde kontinuierlich zunehmen, entsprechend steige auch der Aufwand für die Betreuung und die Pflege.

Die Daten der Eidgenössischen Jugendbefragungen ch-x von 2019 zeigten, dass sich der Anteil junger Erwachsener ohne Ausbildung auf der Sekundarstufe II in den vergangenen 10 Jahren nahezu verdoppelt habe (auf rund 11 Prozent), schreiben die Autoren. «Der Trend geht in die falsche Richtung, und die Covid-19-Situation wird die Lage voraussichtlich verschlimmern.»

Perle 2: Humane Energie kommt aus Freiheit

Wo: www.condorcet.ch

Wer: Carl Bossard

Wann: 19. Juni 2021

«Wer den Gebrauch der Freiheit fürchtet, ist ihr heimlicher Gegner.» So schrieb Hans Saner, Philosoph und persönlicher Assistent von Karl Jaspers. Es ist ein eindrücklicher Satz. Und Saner fügte bei: «Viele möchten Freiheit gewähren, wenn sie nur wüssten, dass keiner Gebrauch davon macht.»

Wer in die Schullandschaft blickt und die vielen Reformen der vergangenen Jahre betrachtet, erkennt schnell, was sich radikal verändert hat: Den Schulen wird nicht mehr vorgegeben, was sie inhaltlich zu unterrichten haben. Heute wird detailliert dekretiert und genau geregelt, was die Schülerinnen und Schüler am Ende können müssen – und teilweise auch verordnet, wie das zu erreichen sei. Festgelegt werden (Einzel-)Kompetenzen, und zwar ausserordentlich kleinparzelliert. Im Fach Musik beispielsweise wird von einem Kind gefordert: «Kann seinen Körper sensomotorisch wahrnehmen und musikbezogen reagieren».

Das bedeutet, so sagt die Wissenschaft, einen Paradigmenwechsel: Die staatliche Strategie stellt von der «Input-» auf die «Output-Steuerung» um. So soll die Effizienz schulischer Bildungsarbeit erhöht und der Unterricht am operationalisierten Output gemessen werden. Nun werden bereits fünfjährige Kindergärtler auf Buchstaben getestet und auf Zahlen überprüft.

Lehrerinnen und Lehrer konstatieren darum den Verlust von beruflicher Freiheit und den Vormarsch einer reglementierenden Verwaltung; sie will sicher sein und die Qualifikationsziele mit einer Vielzahl von Vorschriften und Regelungen erreichen. Das geht eben nur mit umfangreichen Vorgaben.

Erinnert sei an den fülligen Lehrplan 21. Er zählt 470 Seiten und umfasst 363 Kompetenzen, unterteilt in über 2300 Kompetenzstufen. Doch zu viele Direktiven lähmen den Geist und hemmen Spontaneität wie Kreativität. Die Faustregel: je dicker und dichter das Regelwerk, desto beschränkter und begrenzter die Freiheit.

Die vielen Vorgaben verlangen Absprachen und Koordinaten im Team; sie führen zu strukturell bedingter Mehrarbeit – dies bei zunehmend heterogenen und anspruchsvollen Klassen. So erstaunt es nicht, dass «viele Lehrpersonen ihr Pensum reduzieren, um sich vor Überlastung zu schützen», wie Christian Hugi, der Präsident des Zürcher Lehrerinnen- und Lehrerverbandes, nüchtern konstatiert. Das führt beispielsweise im Kanton Zürich dazu, dass im Moment noch rund 550 Stellen fürs neue Schuljahr unbesetzt sind.

Viele fühlen sich gefangen in den Tentakeln administrativer Fesseln mit ihrer lärmenden Wirkung. Sie beklagen das Korsett künstlich konstruierter Komplexität heutiger Schulwelten. «Alles ist so eng strukturiert», erklärt eine 31-jährige Aussteigerin. Und ein erfahrener Lehrer resümiert seine Unterrichtsjahre mit «Schule in Ketten»: Es würde immer strenger normiert. So verwundert es nicht, dass jede sechste Lehrperson bereits im ersten Jahr kündigt und die Hälfte der neuen Lehrkräfte spätestens nach fünf Jahren das Schulzimmer wieder verlässt, wie eine Studie zeigte. Der Lehrermangel spitzt sich zu.

Freiheit sei für die Bildung «die erste und unerlässliche Bedingung», schrieb der Reformer des preussischen Bildungs-



«Zu viele Direktiven lähmen den Geist und hemmen Spontaneität wie Kreativität. Die Faustregel: je dicker und dichter das Regelwerk, desto beschränkter und begrenzter die Freiheit.»

«Eine wirksame Bildungspolitik müsste mehr an den Menschen glauben und weniger an Systeme und Strukturen. Gute Lehrerinnen, gute Lehrer mit Einfühlungsvermögen und fachlicher Leidenschaft sind das A und O der Schule.»

wesens und Theoretiker der Freiheit, Wilhelm von Humboldt. Vermutlich wusste der grosse Bildungsreformer: Wer mit Schülerinnen und Schülern unterwegs ist, braucht Freiheit. Er braucht sie zum Unterrichten wie den Morgenkaffee zum Aufwachen. Freiheit als Elixier! Doch es ist nicht die ungebundene, unkontrollierte Freiheit, sondern die Freiheit von unnötigen Pro-forma-Vorschriften und formalen Vorgaben, von Normen und Fesseln. Es ist nicht die Freiheit zum pädagogischen Dolcefarniente, gar zum Schlendrian oder Minimalismus, nein, es ist die Freiheit zur Wahl des *méthodos*, des Weges zum Ziel.

Gemeint ist die Freiheit zur Gestaltung des schulischen Auftrags und zum pädagogischen Wirken mit den Kindern und Jugendlichen – zugunsten der Klasse, für die eine Lehrerin, ein Lehrer verantwortlich zeichnet. Und dieser letzte Punkt enthält das entscheidende Korrelat zur Freiheit: Verantwortung. Freiheit und Verantwortung bilden ein Junktim – sie sind so etwas wie zwei wichtige Säulen guten Unterrichts und guter Schulen. Sie dürfen sich nicht entkoppeln, denn ohne persönliche Verantwortung degeneriert Freiheit zur Willkür.

Verantwortung wahrnehmen braucht Freiheit. Darum darf Freiheit in den Schulen nicht ersticken. Man muss sie immer wieder aus dem Sand freischaufeln, sonst bleibt sie nichts als versäumte Wirklichkeit. Für die meisten Lehrpersonen ist Freiheit eine Grundbedingung. In der Freiheit liegt der Kern des ganzen pädagogischen Wirkens.

Nur so können Lehrerinnen und Lehrer situativ richtig reagieren, spontan auf die Kinder eingehen und aus dem Moment

heraus Kreatives entstehen lassen. Humor und Witz, Imagination und Fantasie blühen nicht im engen Kleid der Vorschriften; sie brauchen einen Humus der Freiheit. Das Humane aber lässt sich nicht mit Vorschriften erzwingen. Was uns menschlich anspringt, können wir nicht ins Numerische outsourcen oder über bürokratische Fesseln steuern.

Eine wirksame Bildungspolitik müsste mehr an den Menschen glauben und weniger an Systeme und Strukturen. Gute Lehrerinnen, gute Lehrer mit Einfühlungsvermögen und fachlicher Leidenschaft sind das A und O der Schule. Sie brauchen aber Freiheiten – nicht primär Vorschriften. Sie brauchen Vertrauen – und keinen Druck durch Dekrete. Humane Energie kommt aus Freiheit, nicht aus lehrmethodischen Direktiven und operativ engen Vorgaben, wie sie eine aktuelle Bildungspolitik verordnet.

Politik und Verwaltung müssten darum den Lehrpersonen wieder mehr Freiheiten ermöglichen und sie gleichzeitig ermutigen, davon Gebrauch zu machen. Das erfordert Mut, weil Freiheit immer auch missbraucht werden kann. In diesem Fall müssten Schulleitungen intervenieren. Schnell und unzimperlich. Einen Freiheitskonflikt austragen ist immer noch besser, als wenn Lehrpersonen in der Konformität friedlich verkümmern, wie es der Philosoph Hans Saner einst ausgedrückt hat.

«Humane Energie kommt aus Freiheit, nicht aus lehrmethodischen Direktiven und operativ engen Vorgaben, wie sie eine aktuelle Bildungspolitik verordnet.»



Perle 3: Überleister und Langsamlerner

Wo: Neue Zürcher Zeitung

Wer: Margrit Stamm

Wann: 29. Mai 2021

Mama und Papa sind die überehrgeizigen Schuldigen, welche ihren Nachwuchs ins Gymnasium pushen und um jeden Preis seine Leistungsfähigkeit maximieren wollen. Deshalb schleifen sie ihn so lange, bis er ihren Vorstellungen entspricht.

Diese These ist verbreiteter denn je, trotzdem ist sie zu einseitig. Das Hauptproblem liegt nicht in erster Linie bei Vätern und Müttern, sondern eher in der Hochleistungsgesellschaft. Als deren Abbild setzt das Bildungssystem auf immer höhere Bildungsabschlüsse und betont gleichzeitig die «verantwortete Elternschaft», das heisst, dass Eltern die Leistungsbereitschaft des Nachwuchses fördern und kontrollieren sollen. Dazu gehören die Begleitung oder sogar die Kontrolle von Hausaufgaben, die Unterstützung bei der Erstellung von Referaten und Power-Point-Präsentationen oder die Vorbereitung auf Prüfungen. Dass manche Mütter und Väter deshalb ihre Antennen dauernd ausgefahren haben und sich permanent in Startposition bringen, wirkt wie eine logische Reaktion auf solche Erwartungen.

Optimierung hat das Schicksal abgelöst, das Durchschnittliche wird kaum mehr toleriert. Das ist keine Weisheit, die Eltern erfunden haben, sondern ein Entwicklungsimperativ unserer Gesellschaft, dem sich zu entziehen schwierig geworden ist. Manche Mütter und Väter schicken sich fast unhinterfragt in die ihnen zugesetzte Rolle als Maximierer der kindlichen Entwicklung.

Das ist kaum erstaunlich, werden sie doch für alles verantwortlich gemacht. Eltern-Determinismus ist der wissenschaftliche Begriff dafür. Gemeint ist damit die Vorstellung, dass die Leistungsfähigkeit des Kindes und die Fähigkeit der Eltern, «gute» Eltern zu sein, kausal verknüpft sind. Zeigen sich Probleme in der kindlichen Entwicklung, ist das Elternhaus schuld. Deshalb liegt der Fehler dort, wenn sich der Schulerfolg nicht wie erwartet einstellt. Ist das Kind hingegen fröhreif oder leistungsfähig, dann gilt dies als besonderes Verdienst der Eltern.

Das Bildungssystem beschleunigt diesen Eltern-Determinismus. [...] Frühe Förderkurse haben Hochkonjunktur und ebenso die Werbung dafür. Dahinter verbirgt sich die Philosophie, dass Kinder nahezu alles lernen können, wenn es nur gut arrangiert ist. Schon für die Allerkleinsten gibt es Lern-DVD mit vielversprechenden Namen wie «Baby-Einstein». Dass solche Kurse oft schon lange im Voraus ausgebucht sind, ist nachvollziehbar. Denn die Werbung der Anbieter ist meist mit düsteren Zukunftsaussichten verbunden: Was Hänschen nicht lernt, wird für Hans nimmermehr der Fall sein können. Darum soll die frühe Kindheit zu einem Treibhaus werden, in dem man

jedes Kind nach Belieben wie einen Diamanten schleift, um es maximal leistungsfähig zu machen.

Der nächste Schritt ist der Eintritt in den obligatorischen Bildungsraum – sprich den Kindergarten. Hier wird zum ersten Mal deutlich, was das Bildungssystem von Kindern erwartet. Kaum mehr im freien Spiel sollen sie sich entfalten, sondern in einer schulähnlich organisierten und durchdidaktisierten Lernkultur. Dies wäre an sich noch nicht problematisch. Fragwürdig scheint vor allem die zunehmende Tendenz, dass die «Leistung» der Kindergärtner mit mehrseitigen Standortbestimmungen «gemessen» und in Elterngesprächen besprochen wird.

Bildungsverantwortliche unterstreichen zwar, dass solche Kompetenzraster allein der Entwicklungsförderung des Kindes dienen sollen. Doch bei vielen Eltern kommt diese Massnahme als kindliche Vermessung an, die sie mit der Frage verbinden: Sind die anderen Kinder besser als unser Kleiner? Oder müssen wir ihn noch mehr optimieren? Somit ist es keineswegs überraschend, wenn sich Mütter und Väter ab dem Kindergarten für den Schulerfolg ihres Kindes mitverantwortlich fühlen und auf Unterstützungsmassnahmen pochen, wenn es als etwas langsamer, verträumter und verspielter als die anderen Kinder eingeschätzt wird. [...]

Damit verbunden ist [...] der Trend zur Akademisierung. Wer Kindergärtner oder Hebamme werden will, braucht eine Matura. Die Mehrheit internationaler Unternehmen will nur noch Leute mit einem Hochschulabschluss einstellen. Parallel dazu sind viele Abschlüsse entwertet worden. Realschulzeugnisse zählen weniger als noch vor ein paar Jahren. Auch Studienabschlüsse sind zwar wichtiger, aber weniger wert. Ein Bachelor ist Voraussetzung für viele Berufe, aber längst keine Karrieregarantie mehr.

Diese Entwicklung ist unter anderem eine Ursache dafür, weshalb in manchem Elternhaus das Gymnasium zum Statussymbol geworden ist und als Wettbewerbsvorteil gilt. Deshalb müssen die Noten im Quervergleich mindestens gleich gut oder besser sein als die Noten der anderen. Und um besser zu sein, braucht es überdimensionierte Anstrengungen mit dem Ergebnis, dass sich manche Kinder zu Überleistern entwickeln sollen.

Überleister sind solche, die mehr leisten müssen, als sie eigentlich aufgrund ihrer Fähigkeiten imstande wären. Dieses Phänomen betrifft bei weitem nicht nur Kinder, die auf dem Weg zum Gymnasium sind oder dort bleiben sollen, sondern auch Langsamlerner mit deutlichen Leistungsschwächen, de-

«Optimierung hat das Schicksal abgelöst, das Durchschnittliche wird kaum mehr toleriert. Das ist keine Weisheit, die Eltern erfunden haben, sondern ein Entwicklungsimperativ unserer Gesellschaft, dem sich zu entziehen schwierig geworden ist.»

ren Eltern mit allen Mitteln auf die Sekundarschule pochen, oder Kinder mit Lernschwierigkeiten, welche nonstop zu guten Leistungen angehalten werden.

Dies alles trägt dazu bei, junge Menschen in einen Weg zu drängen, der mit Angst vor Misserfolgen und Nichtgenügen gepflastert ist, Möglichkeiten zur Selbstbestimmung beiseiteschubst und Kinder in ihrem Selbstvertrauen lähmt. Solche Erfahrungen haben die Bedingungen des Aufwachsens unserer Jugend in den letzten beiden Jahrzehnten drastisch verändert.

Um nicht falsch verstanden zu werden: Es geht nicht um eine Aufforderung zum Mittelmass! Weder Hochleistung noch hohe Erwartungen von Schulen, Lehrkräften und Eltern sind per se negative Phänomene. Hohe Erwartungen sind für eine erfolgreiche schulische Laufbahn wichtig – dies ist eine wissenschaftlich vielfach bestätigte Tatsache. Es gibt Kinder mit

Hochleistung, die gerne zur Schule gehen, seelisch in ausgewogener Verfassung sind und ein gutes Selbstwertgefühl haben. Sie sind intrinsisch motiviert und wissensdurstig, so dass sie von Eltern und Lehrkräften manchmal fast gebremst werden müssen. Doch solche Kinder gibt es eher wenige.

Das Hauptproblem mancher Kinder liegt im ausgepressten Leistungspotenzial. Diese Situation hat Konsequenzen, die weiter reichen als der Blick auf ihre oftmals überforderten Psychen. Im Zentrum steht die Optimierungs- und Hochleistungskultur, die zum gesellschaftlichen Mandat geworden ist. Es hat vom Bildungssystem auf Familien und Kinder übergriffen und will uns weismachen, dass es normal ist, wenn Kinder so viel leisten müssen. Gäbe es nicht die permanente Nachhilfe und Lernstudios, die Coaching-Angebote und die verschiedenen Therapien, könnte der Nachwuchs die an ihn herangetragenen Leistungserwartungen kaum mehr stemmen.



Was ist besser als sicheres Online-Shopping?

Mit den Cyber-Versicherungen von Zurich sind Sie umfassend geschützt beim Surfen, Shoppen, Bezahlen.

Jetzt an unserem Wettbewerb teilnehmen und mit etwas Glück ein Wochenende für zwei Personen im Bürgenstock Resort gewinnen.:



zurich.ch/cyberwettbewerb



DACHVERBAND
LEHRERINNEN
UND LEHRER
SCHWEIZ



Perle 4: «Wir müssen die Defizite aufholen»

Wo: **Tages-Anzeiger**

Wer: **Lernforscherin Elsbeth Stern,
interviewt von Christian Zürcher und Philipp Loser**

Wann: **9. August 2021**

«Der erneute Lockdown im Herbst hat Spuren hinterlassen, die bis jetzt spürbar sind. Ich merke das in Gesprächen mit Lehrpersonen aus unserem Ausbildungsgang an der ETH und meiner Schulkommission. Viele beobachten, dass den Schülerinnen und Schülern alles zu viel wird, was von dem Gewohnten abweicht. Das betrifft gerade auch Aktivitäten, die ausserhalb des Unterrichts stattfinden und früher viel Spass gemacht haben. [...] Es kamen viele Sachen zusammen. Zum Beispiel die vielen Einschränkungen, spontane Treffen fielen weg, alles war plötzlich so umständlich und anstrengend. Das führte dazu, dass sie nicht mehr offen für Neues waren. Oder die Studenten hier an der Uni: Zur Prüfung müssen sie kommen, aber sonst dürfen sie ihre Kommilitonen nicht treffen, das setzt einem zu. [...]»

Die Technik wurde besser, man hat gelernt, mit Zoom umzugehen. Die Software für grössere Onlineveranstaltungen hat sich auch verbessert. Man kann nun zwei, drei Stunden lang miteinander sprechen und präsentieren. Zugleich hat man gemerkt, dass Onlinekommunikation auch ihre Grenzen hat. [...] Und was mir auch aufgefallen ist: Die Qualität der Arbeit leidet im Homeoffice, Fehler schleichen sich ein, weil die spontane Fehlerkorrektur im persönlichen Austausch fehlt. [...]»

Wir Menschen sind soziale Wesen, die sich regelmässig mit ihren Mitmenschen über die Bedeutung von Ereignissen abstimmen müssen. Sonst fühlen wir uns der Welt hilflos ausgeliefert. Dabei spielt die Glaubwürdigkeit der Kommunikationspartner eine grosse Rolle, und die lässt sich bei der persönlichen Begegnung besser beurteilen. Hinzu kommt natürlich das Übungsdefizit: Was die Kinder machen, konnte nicht so genau kontrolliert werden, und die meisten Kinder haben weniger gelesen, geschrieben und gerechnet. [...]»

Ich halte es für unheimlich wichtig, dass man ab jetzt testet, was die Kinder wirklich können, und nicht einfach sagt, die sind nun in der dritten Klasse und hatten schon zwei Schuljahre hinter sich. Tatsächlich wird es viele Primarschulkinder mit ausgeprägter Lese- und Rechenschwäche geben, die auf fehlende Lerngelegenheiten zurückzuführen ist. [...] Wir haben ja Vergleichsdaten. In der Vergangenheit hatten in der dritten Klasse so gegen 20 Prozent der Kinder grosse Probleme mit dem Lesen und Schreiben. Heute werden es viel mehr sein. [...]»

Es reicht nicht, am Morgen Übungen zu machen und erst am Nachmittag ein Feedback zu bekommen. Die zeitna-

he Rückmeldung ist ja gerade der Kern des Präsenzunterrichts. Hinzu kommen die sozialen Unterschiede. [...] Eltern mit höheren Ansprüchen werden zu Hause mit ihren Kindern geübt haben. Etwas, das bei sozial schwächeren Familien oder Eltern, die die Landessprachen nicht beherrschen, tendenziell weniger der Fall sein dürfte. Wie sollten die ihre Kinder unterstützen, selbst wenn sie es wollten? [...] Wir gehen grundsätzlich davon aus, dass die Reichen während der Pandemie reicher geworden sind und die Armen ärmer, und Letzteres dürfte auch in der Bildung der Fall sein. Das zeigt sich innerhalb der Länder und auch zwischen diesen. Wer gute wohnliche Voraussetzungen hatte, konnte die Pandemie besser überstehen als andere. [...]»

Wir sollten nicht vergessen, dass auch leistungsstarke Kinder Unterstützung brauchen, und wir dürfen nicht nach unten nivellieren. Wir müssen die Defizite jetzt aufholen. Wir wollen keine Analphabeten haben, und wir brauchen an den Universitäten Studenten mit solidem Wissen. [...] Alle Kinder müssen die Erfahrung machen, dass Lernen anstrengend ist und dass sich Anstrengung lohnt. Kompetenzerleben hat etwas sehr Verstärkendes. [...]»

Die Frage wird auch sein, wie viele Lehrpersonen sich impfen lassen. Das wird das nächste heikle Thema ganz allgemein in der Arbeitswelt sein. Wie geht man mit Ungeimpften um? Haben sie im Zweifel ein lebenslanges Recht auf Homeoffice? Das wird, so glaube ich, im Herbst noch ordentlich Zoff geben. [...]»

Wir sind jetzt an einer Schwelle, wo wir den Computer lernwirksam im Unterricht einsetzen können. Wir können gute Lernfilme nutzen, über die man mit den Schülern sprechen kann, und das Üben von Vokabeln oder Rechenverfahren lässt sich mit dem Computer dem Leistungs niveau angepasst gestalten. Dass wir diese Möglichkeiten nun vermehrt einsetzen können, haben wir auch der Pandemie zu verdanken. [...]»

Man darf das nicht romantisieren. Meine Mutter wuchs als Kriegskind in Deutschland auf und konnte fast zwei Jahre nicht zur Schule gehen. Unter den vermeintlichen und tatsächlichen Defiziten hat sie ein Leben lang gelitten. Auch heute gibt es junge Menschen, die in einer kritischen Lebensphase daheimbleiben mussten. Das kann man denen nicht mehr zurückgeben, das wird bleiben.»